Pam
Africa-East
Burkhardt

Kleine
Traktate
aus der
Brüdermission

Befreit und doch gebunden.

№ 42.

(Deutsch-Ostafrika.)

Preis 5 Pf.

Herrnhut
Missions-Buchhandlung
der Missionsanstalt der Evang. Brüderunität.

Verzeichnis der Missionsschriften der Brüdergemeine siehe Innenseite.

Im Verlag der Missionsbuchhandlung in Herrnhut

sind erschienen:

Kleine Traktate aus der Brüdermission.

Herausgegeben von H. Kluge, Missionsdirektor.

In buntem Umschlag mit Bild 5 Pfg., 100 Stück 4,— Mk.

1. Nach dem fernen Norden. 2. Zwei Winter in Bethel. 3. Saat auf Hoffnung. 4. Christfest in Hebron. 5. Drei kurze Geschichten. 8 Cullen Point. 9. In Heerendyk. 10. Pionierarbeit. 11. David Zeisberger. 14. Unter den Elendesten der Elenden. 15. Das Aussätzigen-Asyl zu Jerusalem. 16. Hilfe in der Not. 18. Kirchweihe und Hochzeitsfahrt in Mapoon. 19. Ein Winterbesuch in Grönland. 20. In Sturm und Wellen 22. Friedrich Martin, der treue Zeuge 25. Georg Schmidt unter den Hottentotten. 29. Ayensa, der Buschnegerhäuptling. 30. Gottlieb Israel, ein lahmer Schneidergesell und ein gesegneter Missionar. 31. Aus der Finsternis zum Licht. (Einiges aus der Erweckungszeit in Labrador.) 32. Besuch auf Groot Chatillon. (Aussätzigen-Station in Suriname.) 33. Reifende Staaten. (Missionsarbeit in Nord-Queensland.) 34. Zu den Sumu-Indianern. (Moskitoküste.) 35. Ein Sonntag in Friedensfeld. (Westindien.) 36. St. Jan und sein Missionar. 37. Gangama, ein Heidenleben. (Himalaya.) 38. In aller Fährlichkeit beschirmet. (Moskito.) 39. Der Kirchenbau in Sandy-Bay (Moskito.) 40. Harry Maasdamme. Ein schwarzer Lehrer von Gottes Gnaden. (Suriname.) 41. Heidnischer Aberglaube. (Suriname.) 42. Befreit und doch gebunden (D.-Ostafrika.) 43. Erstlingstaufen im Kondeland. (D.-Ostafrika.)

(Die fehlenden Nummern sind vergriffen.)

Mapoon, oder wie man den Grund zu einer Mission legt. Missionserzählung für die reifere Jugend von Prediger H. G. Schneider. Mit vielen Bildern 30 Pfg.

Weitere Schriften von Prediger H. G. Schneider:

In fernen Heidenlanden.

Missionserzählungen für die Jugend.

Nr. 1.	Jonas Walden (Suriname)	10 Pfg.
„ 2.	Gaba Makolwas Traum (Südafrika)	10 „
„ 3.	Heidenmission auch Christenmission (Alaska)	10 „
„ 4.	Prinz Pamiok und sein Vater (Labrador)	15 „
„ 6.	Zweimal gehenkt (Suriname)	20 „
„ 7.	Auf der Flucht (Südafrika)	30 „
„ 8.	An Bord des Missionsschiffes	20 „
„ 9.	Eine Küstenfahrt zu den Eskimo	30 „

(Nr. 8 und 9 auch in einem Heft „Nach und in Labrador" zu 50 Pfg. zu haben.)

Genaue Schriftenverzeichnisse stellen wir gern kostenlos zur Verfügung.

MISSIONARY RESEARCH LIBRARY

Befreit und doch gebunden.

Nach **G. Burkhardt**, Missionsstunden, Heft 3, von **Th. R.**

1910.
Verlag der Missionsbuchhandlung Herrnhut.

Die neuen Ankömmlinge.

Als das Deutsche Reich im Jahre 1884 in Afrika Kolonien erwarb, übernahm es auch, wie jeder andere europäische Staat, die Verpflichtung in seinem Gebiet dem Sklavenhandel ein vollständiges Ende zu bereiten. Das hat denn auch die deutsche Regierung mit Nachdruck getan.

Aber nicht von der Sklaverei und ihren Greueln wollen wir berichten, sondern wir möchten zeigen wie wohl militärische Gewalt Sklavenketten sprengen und den armen Schwarzen ihre Freiheit wieder geben kann, aber wie menschliche Macht nicht vermag Sündenketten zu brechen und zur wahren Freiheit der Kinder Gottes zu führen. Das behält sich Gott in seiner Allmacht und Weisheit vor, wenn er die Zeit für gekommen erachtet.

Am 24. November 1893 traf in Rungue, der erst vor zwei Jahren gegründeten Station der Brüdermission, die Nachricht ein, Baron v. Eltz, der deutsche Bezirkschef, sei es gelungen, dem Araberfürsten Mrosi eine ganze Sklavenkarawane von über 200 Köpfen abzunehmen. Diese so befreiten Sklaven könnten aber nicht in ihre Heimat entlassen werden, weil ihnen dort das Schicksal der Sklaverei von neuem bevorstehe, sondern müßten unter dem Schutz der Regierung im Lande angesiedelt werden. Die Hälfte habe der Baron bereits passend untergebracht, mit der anderen Hälfte aber, fast nur aus Weibern und Kindern bestehend,

wisse er sich keinen Rat. Er wünsche sie der Mission, der Berliner Mission und der Brüdermission, zu übergeben. Die Nachricht kam durch den Berliner Missionar Nauhaus aus Wangemannshöh zugleich mit der Anfrage, ob die Brüder bereit wären, einen Teil dieser Leute zu übernehmen. Eine schwerwiegende, folgenreiche Frage. Missionar Meyer, der eigentliche Leiter der Mission in Rungue, war gerade für längere Zeit abwesend. Eine Frage bei der Missionsdirektion in Deutschland war wegen der Kürze der Zeit, in der die Entscheidung fallen mußte, unmöglich. So entschlossen sich denn die Brüder kurzer Hand und erklärten sich zur Aufnahme bereit. Es war eine merkwürdige Fügung. Hatte doch jene Stiftung, aus deren Mitteln man ja hauptsächlich den Anfang der Mission am Nyassa bestritten hatte, gerade den Loskauf von Sklaven und deren Erziehung zu christlicher Gesittung in ihrer Urkunde besonders betont. Nun konnte man ja im Sinn des Stifters handeln. Und dazwischen klang die mahnende Stimme des Herrn, die man besonders im Blick auf die kleinen unmündigen Kinder, die darunter sein sollten, vernahm: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. (Markus 9,37) Und: was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. (Matth. 25,40). Missionar Richard machte sich sofort auf nach Wangemannshöh. Hier traf er die angekommenen Fremdlinge. Es waren 90 an Zahl, aber nur 3 Männer darunter, alle anderen waren Weiber und Kinder; ja von den letzteren waren etliche in dem zarten Alter von 2 bis 6 Jahren. Das waren elternlose Waisen, von denen sich gar nicht nachweisen ließ, wo ihre Eltern geblieben waren. Und auch die Frauen waren sämtlich solche, deren Männer beim Raubzug

ermordet worden waren. Ausgehungert und zum Tode matt war die Gesellschaft, von Soldaten der Schutztruppe geleitet, in Wangemannshöh angekommen. Am ersten Tage lagen sie überall umher und schliefen. Sie gehörten übrigens den verschiedensten Stämmen an, und die Verständigung mit ihnen war nicht leicht. Mit Gottes Hilfe ging die Teilung verhältnismäßig schnell von statten. Da die Berliner Missionare bereits zwei Stationen hatten, die Brüder aber erst eine, so fiel letzteren der dritte Teil zu. Und mit seinen 30 Schützlingen, darunter nur ein Mann, langte Missionar Richard am 6. Dezember wohlbehalten in Rungue an. Aber die Schwierigkeiten der Aufgabe zeigten sich nun erst recht. Für die Kinder und die halbwüchsigen Mädchen war mütterliche Pflege und Fürsorge dringend erforderlich. Aber Missionar Meyer war mit seiner Frau noch unterwegs, und die übrigen vier Brüder waren sämtlich junge, unerfahrene ledige Leute. Doch die Aufgabe war in Gottes Namen ergriffen, und mit Gottes Hilfe ging es.

Ein schöner Anfang.

Am 19. Januar 1894 traf Missionar Meyer mit seiner jungen Frau in Rungue ein. Sie trafen nicht nur ihr Haus wohl eingerichtet und alles zum Empfang bereit, sondern als neue Einwohner auf der Station fanden sie die befreiten Sklaven vor. Eine vorläufige Unterkunft war ja den letzteren bereits zu teil geworden, und sie schienen sich ganz glücklich zu fühlen. Aber genauere Bestimmungen und Anordnungen sollten doch jetzt erst getroffen werden. Es galt eine grundsätzliche Regelung der ganzen Angelegenheit.

Bruder Meyer freute sich zunächst herzlich dieser neuen, der Mission zugewiesenen Arbeit. Er sah in diesen Leuten den Kern der künftigen, dauernden Stationsarbeiter, in den Kindern das eigentliche Material der nun erst recht sich entwickelnden Schule, ja mit hoffnungsvollem Auge schon den Stamm der künftigen Christengemeine. Sehr bald kamen nun die Missionare darin überein, daß hier Rechte und Pflichten dieser Leute gegeneinander genau abgewogen werden mußten. Seitens der Regierung waren diese Personen bedingungslos den Brüdern übergeben worden, und sie selber hatten freiwillig erklärt, sie wollten bei den Weißen auf der Station bleiben. Von Zwang war also keine Rede. Die Brüder stellten nun den Grundsatz auf: Wir sorgen bis auf weiteres für die äußere Existenz und die Erhaltung der Leute, dafür aber fordern wir eine gewisse Arbeitsleistung und unbedingten Gehorsam gegen die Ordnungen der Station. Doch sollte fürs erste eine Probezeit von etwa einem halben Jahre eintreten, nach deren Ablauf ihnen noch einmal Gelegenheit gegeben würde, sich endgültig zu entscheiden. Inzwischen wollte man, soweit möglich, nach ihren Angehörigen forschen und ihnen dann vielleicht freistellen, sich zu diesen zu begeben. Nun wurden ihnen Hütten auf der Station gebaut, runde Hütten, wie die Eingeborenen sie haben. Die Frauen wollte man womöglich zu verheiraten suchen mit solchen Männern auf der Station, die noch keine Frau hatten. Eine derselben heiratete z. B. der Koch Muarupia, seit 4 Jahren bei den Brüdern und ein treuer Diener derselben. Wo das geschah, hörte dann die Versorgung seitens der Station auf. Solche Frauen mußten durch ihre Männer erhalten und versorgt werden. Die Kinder, sowohl die Waisen als die, welche Eltern am Ort

hatten, mußten die Schule besuchen. Kleine Kinder wurden einzelnen Frauen zur Pflege gegeben.

Natürlich machte die Gewöhnung an die Stationsordnung einige Not. Doch ging alles besser und entwickelte sich rascher, als man im Grunde zu hoffen gewagt hatte. Der einzige Mann, den man mit übernommen hatte, Muasandya mit Namen, war sanfter und stiller Natur und arbeitete fleißig im Garten. Von den Frauen verlangte man nur die Arbeit eines halben Tages. Der Nachmittag gehörte ihnen. Und mit dieser Anordnung schienen sie ganz zufrieden. Im Mai 1894, also nach fünf Monaten, nochmals gefragt, ob sie bleiben wollten, erklärten sie sämtlich, es gefiele ihnen gut und sie wollten für immer dableiben. Zu diesem Entschluß trug freilich auch der Umstand bei, daß sie von Heimat und Angehörigen nichts wußten und den Weg dahin nicht kannten.

Auch in der Schule richteten sich die Sklavenkinder viel besser ein, als man gedacht hatte. Freilich gab es viel Arbeit und manche Not, bis sie einigermaßen zu Fleiß, Ordnung und Gehorsam gebracht waren. Aber wenn man bedenkt, daß diese Kinder bis dahin ohne jegliche Zucht und Kultur aufgewachsen waren und als Züchtigung nur die Peitsche des Sklaventreibers kannten, so muß man staunen über die Raschheit, mit der sie sich in die Ordnung einer christlichen Schule fanden. Ein Knabe allerdings, Kiarne mit Namen, war in besonderem Grade verwahrlost. Er war körperlich sehr zurückgeblieben, jammervoll schwächlich und elend, und hatte nur einen Trieb, seinen Hunger zu stillen. Er tat dies zu jeder Zeit, wo und wie er konnte, mit fremdem Eigentum ebenso wie mit dem, was ihm zugeteilt war, auch wohl mit ganz uneßbaren Dingen. Von

Gehorsam hatte er keinen Begriff, und mit seinen Kameraden lebte er in beständigem Streit. Doch allmählich wurde auch er gesitteter. Die meisten Knaben waren für ihre Verhältnisse auffallend intelligent, faßten und lernten sehr schnell, und die älteren zeigten oft überraschendes Nachdenken. Sehr viel wert war ihre Begabung und ihre Vorliebe für den Gesang. Denn der Gesang eint nicht nur eine sonst auseinanderfahrende Schar, sondern er hat auch einen sittigenden und sänftigenden Einfluß auf das Gemüt. Besonders leicht prägen sich religiöse Vorstellungen durch den Gesang ein. Mit ihren heidnischen Liedern und Melodien, die sie mitbrachten, war freilich nicht viel anzufangen Die Melodien hatten zwar einen gewissen eigentümlichen Reiz, aber sie waren für die neu einzuprägenden religiösen Lieder nicht brauchbar. Auch der Inhalt war, wenn nicht gerade schlecht, doch äußerst mager Sie sangen einfach die Namen der Dinge, die sie sahen, z. B. das Schulhaus oder das Wohnhaus der Missionare, in endlosen Wiederholungen. Als man sie nun aber kleine Lieder, die Missionar Meyer aus dem Deutschen in ihre Sprache übersetzt hatte, mit deutschen Melodien lehrte, gingen sie mit Freuden darauf ein und bemächtigten sich unglaublich rasch dieses neuen Schatzes. Und wie Missionar Bachmann an den Fortschritten der Knaben, die er teils mit Lernen in der Schule, teils mit leichter Gartenarbeit beschäftigte, seine große Freude hatte, so Schwester Meyer mit den Mädchen, die von ihr im Nähen und sonstigen häuslichen Arbeiten unterrichtet wurden. Es waren namentlich zwei Mädchen, Muabura, etwa 13 Jahr alt, und Mumbi, etwas jünger, die sowohl in körperlichem Geschick als auch im Charakter sich vorteilhaft auszeichneten. Namentlich auch religiöse Ein-

drücke schienen sie in sich aufzunehmen und festzuhalten. Muabura wurde zu persönlichen Dienstleistungen im Missionshause angeleitet und war bald so zuverlässig, daß sie fast wie ein Glied der Familie angesehen und behandelt wurde. Sie nähte mit Geschick die Sonntagskleider für sich und die jüngeren Mädchen aus weißem Kaliko mit roter Borte.

Im Sommer 1894 konnten die Missionare es mit großer Freude bezeugen, daß eine durchgreifende Veränderung mit allen Kindern vorgegangen sei. Das Streiten und Zanken hatte ganz aufgehört. Wenn es Streitfälle zu schlichten gab, so kamen sie damit vor den Missionar und befolgten seine Weisung ohne Wiederrede. Als ein Knabe, Satara, eine Wasserflasche zerschlagen hatte, und die Tat aus Angst verbergen wollte, faßte ihn ein älterer, Fiafumu, bei der Hand und sagte: „Komm, wir gehen zum Lehrer und sagen's ihm. Er hat immer gesagt, wir sollen ihm alles offen heraus sagen, was wir getan haben." Bruder Bachmann war sehr erfreut darüber. „Über die zerschlagene Flasche," sagte er, „freue ich mich nicht, aber darüber, daß ihr kommt und es ehrlich sagt." Von da aus ließ sich denn auch leicht auf Jesus hinweisen. So sollten sie auch mit all ihren Sünden zu Jesus kommen, es ihm aufrichtig bekennen und um Vergebung bitten. Dann werde er sie frei machen von aller Sünde. Und sie taten es kindlich und zuversichtlich. Jeden Abend und bisweilen auch am Morgen beteten sie freiwillig, ohne daß es ihnen befohlen worden war, zu Jesus. Sie beteten um ein reines Herz und um die Aufnahme ins Himmelreich, auch um Schutz und Bewahrung vor Gefahr und äußerer Not. In Briefen vom September 1894 können die Missionare gar nicht

genug betonen, wie vollständig anders das Wesen aller dieser Kinder geworden sei seit ihrer Ankunft in Rungue, neun Monate zuvor. Die meisten sind kaum wieder zu erkennen, sagen sie, wenn man ihren jetzigen Zustand mit dem Anfang vergleicht. Und wenn auch der Leichtsinn zuweilen durchbricht ja Näschereien, kleine Diebereien und Lügen an den Tag treten, so lassen sie sich doch willig strafen, und die Strafen tun ihre Wirkung. Selbst Kiarne zeigt sich ganz anders. Sein sonst verdrossenes Gesicht strahlt vor kindlicher Freude; er singt bei der Arbeit draußen munter und fröhlich. Und auch die Kameraden sprechen ihre Verwunderung aus, wie doch dieser Junge so ganz anders geworden sei.

Wir können uns lebhaft vorstellen, mit welcher Freude die Missionare auf ihre Arbeit blickten nnd wie hoffnungsfreudig sie in die Zukunft schauten. Daß ihnen der Herr diese befreiten Sklaven zugeführt, schien ihnen besonders dankenswert. In ihnen sahen sie das geeignete Material zum Aufbau einer Christengemeine. Sie setzten fast größere Hoffnung auf sie als auf die Eingeborenen von Rungue und der Nachbarschaft, obgleich auch hier einige sehr brav waren und ihnen Freude machten. Denn auch mit den Erwachsenen unter den befreiten Sklaven konnte man recht zufrieden sein, wenn auch immerhin viel Geduld nötig war. Einige Frauen vom Tanganyika litten sehr an Heimweh. Man zog Erkundigungen in ihrer Gegend ein und versprach ihnen, sobald man Klarheit habe über ihre heimatlichen Verhältnisse, werde man sie reisen lassen. Dabei beruhigten sie sich. Alles war Friede, Vertrauen, Heiterkeit.

Getäuschte Hoffnungen.

Aber gerade auf diesem Höhepunkt der Freude und Hoffnung erschienen die ersten Wolken und stiegen düster drohend auf. Jenen Frauen vom Tanganyika dauerte es zu lang, bis Nachricht aus der Heimat kam. Sie wurden unwillig, wollten nicht mehr arbeiten, zeigten sich undankbar und frech. Sogar solche Äußerungen fielen: sie hätten es hier auch nicht besser als bei den Arabern in der Gefangenschaft. Fortan wurden sie nicht mehr zur Arbeit genötigt. Für freiwillig geleistete Arbeiten erhielten sie ihren Lohn, aber ihre Kost mußten sie sich selbst verschaffen.

Indessen das war nur das erste dumpfe Grollen. Bald folgte der erste Schlag. In der Nacht zum 14. September 1894 fand die erste heimliche Flucht statt. Am Morgen fehlten zwei Frauen mit ihren Kindern. Es fehlte aber auch der sanfte, arbeitsame Muasandya mit seiner Frau, der einzige Mann unter den befreiten Sklaven, der bisher nicht den leisesten Argwohn erweckt hatte. Und auch drei elternlose Waisen waren verschwunden. Die Erwachsenen hatten sie mitgenommen. Man stellte alsbald Nachforschungen an, aber völlig vergeblich. Keine Spur der Entflohenen war zu finden. Erst im November erhielt man Nachricht. Der englische Regierungsbeamte am Songue hatte sie aufgegriffen. Die Erwachsenen hatte er laufen lassen, die Kinder aber einstweilen zurückbehalten. Er wollte nach ihren Angehörigen forschen, fragte aber zugleich an, ob man sie vielleicht in Rungue wieder nehmen wolle. Das lehnte man ab um der andern willen, die man noch hatte und behalten wollte. Die Missionare waren über diese Flucht tief niedergebeugt. So heimlich, so undankbar waren diese

Leute entflohen! Wie hatten sie die Erwartungen getäuscht! Indessen ein leiser Trost war der, daß die Tanganyikafrauen, mit denen man ernstlich geredet und die man dann freier gestellt hatte, sich nicht an der Flucht beteiligt hatten. Sie waren geblieben und schienen mit ihrer neuen Stellung durchaus zufrieden. So konnte man hoffen, wenn erst die rechte Daseinsform gefunden sei, die Gebliebenen allmählich innerlich ganz zu gewinnen. Noch waren 23 der befreiten Sklaven auf der Station unter der Fürsorge der Missionare.

Aber der Stein war ins Rollen gekommen. Auf seiten der Missionare, ob sie auch ihre Pflegebefohlenen noch herzlich lieb hatten und treu für sie sorgten, war doch das unbefangene, freudige Zutrauen erschüttert. Infolge dessen sahen sie wohl auch schärfer. Und bei den Pfleglingen trat Sünde und Widerstreben fortan deutlicher zu Tage. Zwar wuchs auf der einen Seite bei den Schulkindern das religiöse Verständnis. Sie fragten oft voll Interesse noch am Abend nach dem, was sie am Tage gehört. Und bei vorgekommenen Unarten ließen sie sich durch den Hinweis auf Jesus am leichtesten leiten, leichter als durch strenge Zucht. Die Fortschritte im Lernen waren bei manchen recht gut. Die Begabtesten lasen in ihrer Muttersprache aufgeschriebene Geschichten, schrieben diktierte Sätze richtig auf die Tafel. Dennoch gewann oft ein Geist des Leichtsinns und der Trägheit die Oberhand. Ein eigentümlicher Charakter, der dem Lehrer viel Sorge machte, war Fikirimi, der älteste unter den Schulknaben. Er war körperlich und geistig außerordentlich entwickelt. An Fassungskraft und Verständnis übertraf er alle anderen. Seine Auffassung der biblischen Geschichten gerade auch nach ihrem religiösen Inhalt war

staunenerregend. Aber es war ein unheimlich schwankendes, leidenschaftliches Wesen in ihm. Auch hatte er eine bedenkliche Gewalt über seine Mitschüler. Vertrauen konnte man ihm nicht. Er war sehr ausgelassen und leichtsinnig, auch träge im Lernen. Zurechtgewiesen und mit Anfassung des Herzens ermahnt, gibt er sich schuldig und bittet demütig um Verzeihung. Eine Zeitlang geht es besser, aber nicht auf die Dauer. Im Sommer des Jahres 1895 steigern sich die Nöte mit sämtlichen Kindern. Es ist gar nicht mehr der gute Ton unter ihnen wie früher. Näschereien, Lügen, Unzuverlässigkeiten aller Art werden häufiger. Selbst so brave Mädchen wie Muabura geben Anlaß zu Klagen. Der schlimmste aber war wieder Fikirimi. Im September wegen ungebührlichen Betragens gezüchtigt, wurde er frech und aufsätzig. Da stellte man ihm anheim, ob er nicht lieber die Station verlassen wolle. Er sei groß und stark genug, sich selber durchzuschlagen. Aber er bat noch einmal um Verzeihung, und daß man ihn behalten möchte. Die Missionare, sagte er, seien die einzigen Menschen, welche ihn über Jesus belehren könnten. Und das wolle er auch ferner hören. So behielt man ihn bis auf weiteres.

Es war aber nur die Stille vor dem Sturm. Noch an demselben Monat September kam eine böse Geschichte zu Tage. Unter Knaben und Mädchen, älteren und jüngeren, waren grobe Unsittlichkeiten im Schwang, und Fikirimi war der Verführer. Strafe und ernste Mahnung machten vorübergehend Eindruck. Aber bald kam es zu neuen Sünden. Noch stand man in der Überlegung, was zu tun sei, da waren eines Morgens plötzlich vier Knaben verschwunden, unter ihnen Fikirimi. Und mit ihnen Muaka, eine Tanganyikafrau, die Mutter von zweien der verschwundenen Knaben.

Als das Verschwinden bekannt wurde, boten sich die beiden andern Frauen vom Tanganyika an, die Entlaufenen zu suchen. Br. Meyer durchschaute sofort ihre Absicht und sagte ihnen, Niemand hielte sie, sie könnten gehen; aber sie sollten doch nicht wie Diebe fortlaufen. Er wolle ihnen einen Brief an den englischen Beamten am Songue mitgeben, der ihnen vielleicht nach ihrer Heimat helfen könne. Sie überlegten sich's noch, erklärten dann aber, daß sie gehen wollten. Das gab unsern Brüdern wieder einen Stich ins Herz, denn es bedeutete auch den Abschied von zwei Knaben und einem Mädchen, den Kindern, mit denen man sich nun zwei Jahre lang gemüht hatte. Am 2. Oktober 1895 zogen die Fünf ab mit ihrem Hab und Gut, die Kinder noch mit kleinen biblischen Bildern, Lesetafeln und allen Kleidern, die sie auf der Station erhalten hatten.

Kaum war das geschehen, so ergriff ein unbegreifliches Wanderfieber die ganze Station. Alles wollte weg. Auch die, welche gar keine Heimat und keine Angehörigen hatten. Mehrere von den Sklavenfrauen hatten im Lauf der Zeit sich mit Männern auf der Station verheiratet. Sie gingen jetzt fort mit ihren Männern. So der Koch Muarupia mit seiner Frau, letztere sogar ohne Abschied. Da gab es viele schmerzliche Wunden in den Herzen der Missionare. Aber mit besonderer Wehmut sahen sie den Umschlag bei Muabura. In sie hatte Missionar Meyer und seine Frau viel Hoffnung gesetzt. Sie war wie Kind im Hause. Und überdies war sie die verlobte Braut des treuen und braven Stationsarbeiters Mera. Schon war ein Häuschen für das junge Paar gebaut und die Ausstattung hergerichtet. Mera war gerade auf Urlaub abwesend und sollte bald zurückkehren. Aber das alles hielt Muabura nicht zurück. Allen Vor-

stellungen setzte sie hartnäckigen Trotz entgegen. Sie wurde so ungebärdig, wie man sie nie gesehen; auch auf ihrem Gesicht lagerte sich dauernd ein Ausdruck von Roheit und Stumpfsinn, den man gar nicht an ihr kannte. Alles was sie im Dienst erhalten, nahm sie als ihr Eigentum mit. Nur das von Schwester Meyer genähte Brautkleid mußte sie zurücklassen. Mit einem jungen Burschen zog sie leichtsinnig ab, von Dank und Anhänglichkeit zeigte sie keine Spur. Ja, es gingen damals viele Hoffnungen zu Grunde.

Aber im Grunde noch tiefer griff das in das Herz der Missionare, was sie gleichzeitig erleben mußten. Es handelte sich gar nicht blos um die befreiten Sklaven. Auch nicht blos um die Männer, die mit solchen Sklavenfrauen verheiratet waren. Es gingen auch solche fort, die ursprünglich mit den Missionaren hierher gezogen waren, die sich angesiedelt hatten und sich als treue und zuverlässige Arbeiter bewährt hatten; solche auf die man die Hoffnung gesetzt hatte, daß sie einmal die ersten Christen der zukünftigen Gemeine sein würden. Jener Mera, Muaburas Bräutigam, ein junger Mann, so ehrenwert, so brav und zuverlässig wie kaum ein zweiter — er ist von seinem Urlaub nicht wieder zurückgekehrt. Es gingen Fungula und Muleli, stille brave Menschen, die in der Schule der Brüder etwas gelernt hatten und am inwendigen Menschen gewachsen waren. Auch Rambasika, der treuste von allen, vom ersten Anfang an ein zuverlässiger Gefährte der Brüder, der lange Zeit beim Unterricht in der Schule mitgeholfen — er bat um Urlaub und ging. Würde er wiederkommen? Er wollte es. Aber wer konnte damals der Aussage eines einzelnen noch trauen, wer konnte noch auf Dank rechnen? Nun die Letztgenannten außer Mera sind in der Tat wiedergekommen.

Zeichen zur Besserung.

Von denen, die weiland Sklaven gewesen, sind 7 zurückgeblieben, sämtlich Kinder. Sie hatten auch fortgewollt, aber da man über Heimat und Angehörige nichts erfahren konnte trotz sorgfältiger Forschung, gaben sie sich zufrieden und blieben. Sie haben sich seither im ganzen gut betragen, wenigstens nicht erheblichen Anlaß zu Klagen gegeben. Doch gegen tieferen religiösen Eindruck schlossen sich die meisten noch ab. Dahin gehört auch Mumbi, die wir als geschickte Schülerin kennen lernten. Sie wurde dann Kindermädchen bei Missionar Meyer und seiner Frau. Dort nahm sie zwar am speziellen Unterricht teil, aber es fehlte ihr noch immer der rechte Eifer. Andre gaben mehr Hoffnung. So namentlich Siapata in Rungue, die jetzt verheiratet ist. Sie hat sich während des Taufunterrichts gut bewährt und konnte getauft werden. Auch in Rutenganio standen zwei jener zurückgebliebenen Sklavenkinder im Taufunterricht, der Knabe Sangoro und das Mädchen Kiapasi. Das sind einzelne Goldkörner im Schutt zerstörter Hoffnungen.

Man kann so recht den Schmerz der Missionare mit fühlen. Gerade daß sie mit diesen ihnen zur Pflege und Erziehung zugewiesenen Sklaven, an denen sie so unendlich viel Mühe, aber auch Liebe und Geduld gewendet hatten, so traurige Erfahrungen machen mußten, brach ihnen fast das Herz. Aber schließlich war es doch eine notwendige und heilsame Krisis. Denn was trieb diese Leute hinweg? Sie sahen sich selbst ganz deutlich vor ein Entweder-Oder gestellt. Entweder, was die Missionare von ihnen wollten, ganz mit der Sünde brechen und ehrliche und aufrichtige Jünger Jesu werden, oder — fort von Rungue. Und da sie die wirkliche

Bekehrung nicht wollten, wenigstens für die Zeit nicht wollten, gingen sie. Es war sehr gut, daß sie erkannten: ein Bleiben mit halbem Herzen ist nicht möglich. Auch die Berliner Missionare haben mit den ihnen zugewiesenen befreiten Sklaven ähnliche traurige Erfahrungen gemacht. Wenige nur sind geblieben, die große Masse hat sich abgewendet. Man kann eben niemand mit Zwang zum Evangelium führen. Gottes Ruf im Herzen und die volle Freiwilligkeit sind die Bedingungen eines guten Erfolgs.

In Rungue aber gereichte die Erfahrung schließlich zum Segen. Rungue war gereinigt. Seit dem Frühjahr 1896 blühte die Station wieder auf, nicht an Zahl, aber innerlich. Man war von einer Last befreit und fühlte sich glücklich, Missionare, wie Eingeborene. Manchem gingen die Augen auf, und etwas von der Notwendigkeit der Entscheidnng für den Herrn begann da und dort aufzuleuchten. Die Saat des Wortes drang seitdem tiefer. Und auch für die Missionare selbst erwuchs ein Segen. Sie fragten sich: wie weit tragen wir die Schuld und woran haben wir es fehlen lassen? An der Antwort des Geistes Gottes sind sie durch Buße und Glauben selber gewachsen.

Druck von Paul Jenke, Niesky.

Befreite Sklavenkinder